

»Einfach Hasard«: Wissenschaft als Beruf

Maren Lehmann

Den hier zu diskutierenden Vortrag hat Max Weber (1864-1920) im Herbst 1917 auf Einladung des *Freistudentischen Bundes Bayern* in München gehalten. Das Thema der Veranstaltung - *Geistige Arbeit als Beruf* - spitzt er auf die Frage nach *Wissenschaft als Beruf* zu. Auch der Vortrag *Politik als Beruf* ist im Rahmen dieser Reihe gehalten worden. Sowohl der intellektuelle Kontext als auch der institutionelle Kontext beider Vorträge sind (auch in ihrer Verschränkung) von derart frappanter Parallelität zu heutigen Diskussionen, das sich eine Paraphrase lohnt - deren Sinn es nur sein kann, der Parallelität vorsichtig zu misstrauen.

Der intellektuelle Kontext ist nicht durch Wissenschaft bestimmt, sondern durch eine merkwürdige Melange von national und religiös euphorischer Jugendbewegung, nervöser Freud-Rezeption (ausgelöst durch die Publikation der *Traumdeutung*, 1900) und rationalistischer, vor allem den neu entstandenen Sozialismus kennzeichnenden Technikbegeisterung. Alle drei Strömungen sind elitär auf massentaugliche Weise, alle sind aristokratisch auf bourgeoise Weise, alle sind zugleich zukunftsbegeistert und vom Untergang - mitten im Krieg - fasziniert.

Max Weber hat diese Melange - das *fin de siècle* - verkörpert wie wenige, vermutlich gegen seinen Willen; deshalb ist er für eine im Schatten der drei Ströme auftretende Identifikation der Melange im Sinne des Zeitgeistes mit *Geisteswissenschaft* ein attraktiver Adressat gewesen, und dies kaum gegen seinen Willen (er war ja als cholerischer, um seinen Ruf mit allen publizistischen Mitteln kämpfender Gelehrter bekannt). Den Studenten, die ihn einluden, ging es nicht mehr, wie bei der Gründung der Humboldtschen Universität hundert Jahre zuvor, um die Platzierung der philosophischen Fakultät an der Stelle der theologischen Fakultät mit dem Ziel, in der Universität die Wissenschaft schlechthin als reine Wahrheitssuche zu institutionalisieren (vgl. Lehmann 2013). Denn für dieses Ziel hätten sie der Universität als Institution vertrauen müssen. Sondern die Vorstellungen gingen jetzt soweit, der Wissenschaft einen Ort jenseits der Universität zuzuweisen und sie als eine Art fluides Medium aller intellektuellen Möglichkeiten und Formbildungen zu sehen - und dies wieder unter dem Namen der *Geisteswissenschaft*. Daher lädt der Freistudentische Bund ein unter dem Titel *Geistige Arbeit als Beruf*. Ein kommoder Schauder angesichts der damit

ausgeschlossenen körperlichen Arbeit spielt ebenso mit wie ein bewundernder Gestus angesichts einer auf schiere Individualität verwiesenen Professionalität; und dennoch bleibt das Problem der ökonomischen Unsicherheit (die durch den Ausdruck ›Beruf‹ als etwas bestimmt ist, was durch Arbeit behoben werden kann) im Mittelpunkt des Interesses. Wen, wenn nicht Weber hätten die Münchener Studenten darauf ansprechen sollen? Als überaus hart arbeitender, kein Großprojekt scheuender Nationalökonom war er so mustergültig wie als scharf urteilender und zu verletzenden Polemiken neigender Intellektueller. Als demissionierter, mithin als unbestechlich geltender Hochschullehrer war er so berühmt wie als leidender, aber problembewusster, also niemals naiv oder kokett seine Lage romantisierender Privatgelehrter.

Kokettieren konnte Weber mit diesen Komplimenten nicht. Den institutionelle Kontext bringt er daher sogleich wieder in Erinnerung; er bestimmt ihn als die Universität, genauer: als das »Universitätswesen« »bei uns«, wie Weber (1994: 2¹) in erkennbar polemischer Färbung schreibt. Ihm geht es zunächst um einen Vergleich der deutschen, vor allem der preußischen, und der amerikanischen Hochschulen. Diesen Vergleich konturiert er doppelt, einmal als Unterscheidung der Universität von einem Unternehmen und einmal als Unterscheidung der Wissenschaft von der Kunst und von der Politik. Wenn die zweite Unterscheidung in die erste Unterscheidung eingesetzt wird, kommt die mögliche Besonderheit der Universität als Organisations- und Institutionsform der Wissenschaft in den Blick. Dann kann zum einen nach den Verschiebungen gefragt werden, die sich zwischen der »Universitätslaufbahn« (3) im Sinne des äußeren, Status und Lebensunterhalt sichernden Berufs und dem »inneren Berufe zur Wissenschaft« (5) ergeben. Zum anderen kann nach den institutionellen Rahmenbedingungen des Gegenübers von Lehre und Studium bzw. der Komplementarität der Rollen des Professors und des Studenten gefragt werden. Webers Vortrag diskutiert diese Fragen mithilfe der genannten fin-de-siècle-Semantik, so dass sich eine luzide zeitdiagnostische Studie ergibt.

1 Hintergründe

Für das Textverständnis wichtig sind einige Umstände der hochschulpolitischen Landschaft in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts. In diese Umstände war Weber selbst verwickelt, weil er sich in etlichen Stellungnahmen auf Konferenzen und in Leserbriefen exponiert hatte (relevant sind seine Beiträge bzw. Kommentare auf dem Evangelisch-sozialen Kongress in Leipzig 1897, der Tagung

¹ Bei Angaben zu dieser Referenz werden im Folgen nur noch die Seitenzahlen genannt.

des Vereins für Socialpolitik in Wien 1909, dem Hochschullehrertag in Dresden 1911, dazu hier Weber 2012b) - auch wenn diese Debatten in der Dekade von der Jahrhundertwende bis in die Zeit der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1909 ihre höchste Temperatur erreicht hatten und um 1917 schon weitgehend abgekühlt waren (man kann sich leicht vorstellen, dass andere Kontextbedingungen, vor allem der Verlauf des Krieges und die Entwicklungen in Russland, wichtiger geworden waren).

Es ging der Sache nach um sozialpolitische Diskussionen, in denen die noch gar nicht institutionalisierte Soziologie sich als unbefangene Expertin für die offensichtlich notwendig gewordenen Sozialstrukturanalysen anzubieten verstand. Die Debatten um die Hochschulpolitik waren ein Nachzügler dieser Diskussionen. Vordergründig ging es um die seit der Jahrhundertwende entstehenden Handelshochschulen und deren Konkurrenz zu den traditionellen Universitäten; treibende Frage war aber natürlich die Verfasstheit der Wissenschaft und in deren Kontext die Frage, ob und wie zum Beispiel die neu entstandene Soziologie Unbefangenheit, Unbestechlichkeit, »Werturteilsfreiheit« (Weber 1988a) behaupten und bewahren könnte.

Weber hatte diese neuen Wirtschaftshochschulen nicht wegen ihrer fachlichen Spezialisierung kritisiert, sondern wegen ihrer Koketterie mit »pseudoaristokratischen« Bewegungen der Studentenschaft (Mommsen 2004: 100). Die Studenten der Handelshochschulen stammten vornehmlich aus dem Industriebürgertum, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann, sich in der Differenz von Industrialismus und Feudalismus einzurichten (Mommsen ebd. nennt diese Differenz mit einem bei Lenin geliehenen Ausdruck »die große Alternative«). Nicht nur die geläufige Metapher des *Industriebarons* bildet diese Kommodität ab, sondern vor allem die gängige Praxis, Landrechte zu erwerben und also Adelstitel zu kaufen, die nach wie vor ein hervorragendes Karrierekapital waren. An den traditionellen Universitäten musste das Bürgertum mit dem alten Adel, der hier seine Söhne für den Staatsdienst bildete, und mit den traditionellen studentischen Korporationen um dieses Kapital konkurrieren, die ihre Angehörigen in die entscheidenden Positionen des Heeres und der staatlichen Verwaltung schleusten. Außerdem waren die Universitäten schon um 1900 zu Massenuniversitäten geworden, in denen es nicht mehr selbstverständlich war, mit einem elitären Selbstverständnis Erfolg zu haben (der *Freistudentische Bund*, auf den die Vortrageeinladung zurückging, verstand sich in diesem Sinne als demokratischer Verbund freier, das heißt korporativ ungebundener Studenten).

Weber hatte den Verdacht, dass die Handelshochschulen (man kann auch hier einen Ausdruck Lenins nutzen) zu »Plattformen« geworden waren, auf denen sich eine zweite Aristokratie bildete, die nun nicht vornehmlich in die Staatsverwaltung, sondern ins Management der Wirtschaftsbetriebe einzurücken versuchte

und dazu einen ›Corpsgeist‹ forcierte, der dem der ›schlagenden Verbindungen‹ in nichts nachstand. Er hatte, kurz gesagt (vgl. 19), den Verdacht, dass die Universitäten zu Pfründen des »Staatsadels« (vgl. Bourdieu 2004) und die Handelshochschulen zu Pfründen des Wirtschaftsadels geworden waren (vgl. Friedrichs 2008, auch Hartmann 1996).

Das gehe so weit, dass schließlich die Lehrstühle hier wie da zu Pfründen eines akademischen Standes würden, der diejenigen »Streber« arrivierte, die für Staat und Wirtschaft nicht recht brauchbar gewesen seien, sich für diese aber als »bequeme Mittelmaßigkeiten« nützlich machten und die nicht zuletzt seitens der Studenten verachtet würden (4; vgl. Weber 2012a). In scharfer Polemik behauptet Weber, dass diese neue, aus der Dekadenz des alten Adels entstandene Verwaltungs-, Management- und Hochschularistokratie die Erwartungen an Forschung und Lehre zugunsten des äußeren Berufs vor allem zur Politik (traditionelle Universität) und zur Wirtschaft (Handelshochschule) verschoben habe. Die »Geistesaristokratie«, die er dagegensetzt (vgl. 5), mag den »inneren Beruf« (ebd.) privilegieren, kann aber vom Verdacht der Pfründenwirtschaft ebenfalls nicht frei gesprochen werden - jedenfalls dann nicht, wenn sie Lehrstühle besetzt und dennoch (›trotzig‹, formuliert Hegel 1986: 22) vorgibt, sich allein vom Geist und für den Geist zu ernähren.

Damit ist die Schwierigkeit, über Wissenschaft als Beruf zu urteilen, im Grunde bereits benannt. Um Webers Verdacht zu verstehen, ist ein Blick in die Definition hilfreich, die Weber selbst der ›Pfründe‹ gegeben hat. Es handele sich um Formen der Teilhabe »am Tisch des Herrn« im Sinne zunächst eines »Naturaldeputats«, dann aber generalisiert im Sinne »appropriierter Renten-, Gebühren- und Steuer-Einkunftschanzen«, heißt es bei Weber (1980: 136). Infrage kommen dafür kommen Ämter, die nicht ausreichend oder eben gar nicht alimentiert sind, die also kein Einkommen garantieren, sondern nur eine Einkommenschance verschaffen - etwa durch Ausstattung mit Ländereien, wie beispielsweise vor Einführung der Besoldung im späten 19. Jahrhundert im Fall von Pfarrämtern. Der Ausdruck *Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand* wurzelt hier (Hegel 1986: 22 nennt es einen »alten Scherz«, der sich überholt habe); der Verstand nämlich muss sich auf die ökonomische Ausbeutung der Pfründe richten, nicht auf den Gegenstand des Amtes selbst (Weber 1980: 600 beobachtet ein typisches »Abflauen« der Interessen am Amt im Unterschied zu den ökonomischen Interessen.) Die Gründe dafür, dass solche zu- und angeeigneten Chancen für den ›Herrn‹ attraktiv sein können, fasst Weber (ebd.) unter der bündigen Formulierung einer »Vergebung von Einkünften gegen Gestellung von Heereskontingenten und Zahlung von Verwaltungskosten« zusammen und gibt damit eine luzide Beschreibung heutiger Drittmittelfinanzierungen (die Pfründe ist dann nicht mehr der Lehrstuhl, sondern das Projekt). Und er ergänzt: »Die

rechtlich oder faktisch im appropriierten Besitz der Pfründe befindlichen Beamten konnten die Regierungsgewalt des Herrn höchst fühlbar beschränken, insbesondere jeden Versuch einer Rationalisierung der Verwaltung durch Einführung einer straff disziplinierten Bürokratie vereiteln« (Weber 1980: 602).

Entsprechend einfach müsste es sein, staatliche oder ökonomische Einfluss-sphären durch Gewährung von ›Renten-, Gebühren- und Einkunfts-chancen‹ in die Hochschule auszudehnen, und entsprechend einfach müsste es außerdem sein, diesen Einfluss durch administrative Winkelzüge seitens der Hochschule zu begrenzen. Für den individuellen Wissenschaftler erweist sich aber dieser doppelte Konjunktiv als Klemme, die seine Zukunftsaussichten zu einem Hasardspiel macht. Max Weber macht deutlich, dass die Universität zu einer Pfründe konkurrierender Interessengruppen geworden sein könnte. Nicht nur seien, wie erwähnt, die Erwartungen an Forschung und Lehre zugunsten des äußeren Berufs vor allem zur Politik und zur Wirtschaft verschoben, sodass das universitäre Studium nicht anders als das Handelshochschulstudium zur bloßen Protophase des Staats- und des Wirtschaftsadels geworden sei (mit entsprechend mitlaufenden Qualitäten einer adoleszenten *Grand Tour*: »ein paar Schmissee ins Gesicht, ein bisschen Studentenleben, ein bisschen Abgewöhnung der Arbeit«, Weber 2012d: 122f.). Diese Verschiebung sei es vielmehr auch, die den Beruf zur Wissenschaft diskreditiere, weil dieser (und zwar: nur dieser) sich auf bloße Fremddreferenzen zurückziehe, eigenen Rationalitäten aber nicht folge. Die Universität sei eine bloße Schleuse auf dem Weg in irgendeinen Posten; sie orientiere sich daher an nichtwissenschaftlichen Normen selbst dann und (da sie ihren Zweck im Durchgang findet) vor allem dann, wenn es um Wissenschaft als Beruf gehe. Die wissenschaftliche Karriere bedeute dann nichts anderes mehr als den Verbleib in einem Transitraum: also: Scheitern. Die Hochschullehrer rechtfertigten sich angesichts dieser Lage als Sachwalter derer, die in Behörden und Unternehmen über die Zukunft der Absolventen entscheiden, hätten aber nicht deren Selbstbewusstsein, sondern nur die Servilität nachrangiger Adepten. Erst in dieser Konstellation würden auch Spezialisierungen, sonst angesichts der Komplexität möglichen Wissens *conditio sine qua non* der Akademie, fraglich - wenn diese nämlich einfach der Nachfrage oder der Mode bzw. bestimmten Aufträgen nachforschend arbeiteten; von »Lehrfreiheit« könne nur noch zynisch die Rede sein (Weber 2012c; Theodor W. Adorno [1987: 97] hat für diese Restrolle des Hochschullehrers später den schönen Ausdruck »Researchtechniker« gefunden; wir werden das am Ende noch ausführlich zitieren). Auch gegen solcherart ›research‹ wandte sich der *Freistudentische Bund* mit einem euphorischen Begriff von Geistes-, nämlich selbstreferentieller Wissenschaft.

Genau dies ist der Stand der Dinge, dem sich Weber in seinem Vortrag widmet und gegen dessen Ausweglosigkeit er sich wendet. Zum Wissenschaftler

sei nur der berufen, der sich gegen diesen komplexen Sog nichtwissenschaftlicher Erwartungen zu behaupten vermöge - nur der, der unbeeindruckt bleibe gegenüber jenem pseudo-aristokratischen Dünkel, ausgemünzt in ökonomischem Gewinn und politischem Geltungsdrang. Die einzige brauchbare Droge in diesem Selbstbehauptungsstress ist für Weber die ›reine Sache‹ (vgl. 7) - eine Formulierung, der man sehr genau anmerkt, dass sie eine Abstraktion bezeichnet: das Absehen von eben jenen ökonomischen und politischen Normen, das zugleich den Verzicht auf ökonomischen oder politischen Erfolg bedeuten muss.

Natürlich setzt Weber die ihm zuhörenden Studenten damit einer Quasitheologie der asketischen Entrückung aus, die sie überfordern musste. Einer pragmatischen Intention war aber, wie gesagt, die Einladung nicht geschuldet. Gerade Webers Pointe, idealiter sei die Wissenschaft abhängig von nichts als *sobrietas*, also von der Nüchternheit des Urteils bzw. der Enthaltbarkeit hinsichtlich jeglicher Bestimmung von ökonomisch oder politisch »Seinsollendem« (Weber 1988b: 148), konnte begeistern. Wir müssen diesem »Rausch« (7) nicht anheimfallen, um den Ertrag der Überlegung zu sehen. Denn in genau diesem ›asketischen‹ Sinne liegt das »Sinnproblem der Wissenschaft« (8), also ihre selbstreferentielle Funktion, für Weber in ihrer »Wertfreiheit« (Weber 1988a, vgl. Hennis 1996: 152ff.). Die Abhängigkeit von der Möglichkeit, von nichts abhängig zu sein, macht den Beruf zur Wissenschaft zu einem »wilden Hasard« (5). Damit sind wir beim Thema. Wir zeichnen zunächst Webers Argumentation nach.

2 Max Weber, Wissenschaft als Beruf, 1917

Den Auftakt macht die Frage nach dem »Beruf im materiellen Sinne«, also nach den »äußeren Verhältnissen«; Weber nennt es »eine gewisse Pedanterie von uns Nationalökonomern« (1). Die erste Unterscheidung, die er zur Beantwortung dieser Frage einführt, ist - abgesehen von der Unterscheidung von Deutschland und den Vereinigten Staaten (vgl. auch Weber 2012d) - die von Plutokratie und Bürokratie. Die deutschen Verhältnisse seien plutokratisch in einem doppelten Sinne, weil das plutokratische *Wer hat, der hat*-Prinzip sowohl mit Blick auf das Vermögen gelte als auch mit Blick auf Protektion: Wer in Deutschland eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebe, bleibe jahrelang ohne Einkommen und brauche daher finanziellen Rückhalt durch das Elternhaus und institutionellen Rückhalt durch einen Lehrstuhl (vgl. 2). Die amerikanischen Verhältnisse dagegen seien bürokratisch, weil es Verträge über sichere (wenn auch geringfügig bemessene) Gehälter und klar umrissene Aufgaben gebe. Das heißt auch: Macht der Dozent nicht »volle Häuser«, wird sein Vertrag gelöst (1).

Offensichtlich nimmt Weber an, dass von der amerikanischen Regel - geringes Gehalt und Kündbarkeit - ein stärkerer Leistungsanreiz ausgeht als von der plutokratischen Regel - Abhängigkeit von Vermögen und Protektion - (sehr deutlich Weber 2012d: 123). Oder anders gesagt: Die gesuchte akademische Leistung liegt seiner Vermutung nach im deutschen Kontext eher im Durchhalten («aushalten«, 1), im amerikanischen Kontext eher im Erfolg. Die Erwartungen richten sich im deutschen Kontext an die Persönlichkeit, im amerikanischen Kontext eher an die Rolle (das heißt in soziologischen Begriffen, dass die Erwartungen an den Wissenschaftler im deutschen Kontext kaum, im amerikanischen Kontext dagegen hochgradig generalisierbar sind). Die Folge sei, dass der deutsche Wissenschaftler das Leiden an der wahrscheinlichen Erfolglosigkeit, der amerikanische Wissenschaftler aber die Konkurrenz angesichts möglicher Erfolglosigkeit lernen müsse - die amerikanische Universität sei ein »Konkurrenzinstitut ... wie ein modernes Fabrikunternehmen« (Weber 2012d: 124). Weber kokettiert ein wenig mit dieser konkurrenten Schärfe. Debatten über die Frage, ob Personalentscheidungen die eine oder die andere Variante prämiieren sollten, seien zwar »selten angenehm« (4), nicht zuletzt deshalb, weil auch die Universitäten selbst konkurrieren. Die Leistungsorientierung gefällt ihm aber; er traut ihr zu, über die Zwänge staatlicher - er sagt (2012d: 125): »preußischer« - Bürokratie triumphieren zu können, und sieht in ihr daher einen Bundesgenossen der eigenen Kämpfe (dieses Vertrauen in die eigene Fähigkeit, sich das Kapital dienstbar machen zu können, ist übrigens auch sehr preußisch). Die deutsche Bürokratie, die dem jungen Wissenschaftler als »ganz überlegene Intelligenz« begegne und ihn behandle, als ob er »ein Schuft oder zum mindesten ein ordinärer Streber« sei, mache aus ihm das Gleichnis eines Amerikaners, »aber nicht eines Amerikaners an der Universität, sondern an der Börse«; sie korrumpiere ihn unmittelbar (Weber 2012d: 126). Den amerikanischen Wissenschaftler korrumpierten eher die immer wahrscheinlichen Verbrüderungsversuche der Universitätsleitung mit dem akademischen Nachwuchs unter Umgehung der Ordinarien, mit denen sich der Nachwuchs angesichts scharf asymmetrisch verteilter Zukunftssicherheiten und Arbeitsbelastungen in einem dauernden Konflikt befände (ebd.). Man könnte schlussfolgern: Dem amerikanischen Wissenschaftler tritt der Universitätspräsident ähnlich entgegen wie dem deutschen Wissenschaftler der Ministerialbeamte; der eine korrumpiere durch Leutseligkeit, der andere durch Distinktionsgebärden, aber beide durch Berufung auf »höhere Intelligenz« - im statistischen Sinne der eine, im aristokratischen Sinne der andere.

Aber »dass die Entscheidung der akademischen Schicksale so weitgehend »Hasard« ist« (4), liege weder an dieser Korruption noch an der Leistungserwartung, sondern an der Duplikation (man kann auch sagen: an der Spaltung) der Verhaltenserwartungen. Weber führt eine weitere Unterscheidung ein. Es liege

nämlich vor allem daran, »dass die Aufgabe, die ihn [den Dozenten, ML] erwartet, ein Doppelgesicht hat. Er soll qualifiziert sein als Gelehrter nicht nur, sondern auch: als Lehrer« (4). Die Komplikationen, die sich daraus ergeben, seien »unwägbar und gerade bei kühnen Neueren oft ... umstritten« (4). So klebten die urteilenden und entscheidenden Fakultäten an der »Suggestion von dem unermesslichen Segen und Wert der großen Hörerzahl« einfach deshalb, weil sie dadurch jener Unwägbarkeit ausweichen (4). Die Frage, worauf diese Erfolge bei der Hörerschaft zuzurechnen sind, sei ihrerseits unwägbar. Weber zeigt sich angewidert von auf Beliebtheit fußenden »Massenkollegien« und findet darin seine erstes Argument zugunsten der deutschen Universitäten: »Die Demokratie da, wo sie hingehört. Wissenschaftliche Schulung aber ... ist eine geistesaristokratische Angelegenheit«, und »darüber, ob sie [gelingt], entscheiden nicht die Hörerzahlen« (5). Das gilt umso mehr natürlich dann, wenn diese Hörerzahlen dem Kriterium der externen Anschlussfähigkeit, den politischen oder ökonomischen Aussichten folgen. Sie eignen sich zur Auszeichnung des universitär Berufenen, vielleicht auch zur Auszeichnung des publizistisch Berufenen, aber nicht zur Auszeichnung des wissenschaftlich Berufenen. Damit ist klar: der Titel *Wissenschaft als Beruf* adressiert nicht die Universitätslaufbahn und nicht den öffentlichen Intellektuellen. Aber wen dann?

An dieser Stelle wechselt Weber zum zentralen Fokus seines Arguments, dem oben bereits erwähnten »inneren Berufe zur Wissenschaft« - mit drei Hinweisen. Zunächst rechnet er den Hasard, der sein These zum Thema ist, auf diese Innerlichkeit im Sinne einer glücklich oder unglücklich gefügten, jedenfalls unverfügbaren Eigenschaft zu. Der Beruf zur Wissenschaft ist eine Art *combinatoria interna*:

»Ob die Fähigkeiten [zu Forschung und Lehre, ML] sich aber in einem Menschen zusammenfinden, ist absoluter Zufall. Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard.« (5)

Entsprechend wichtig ist es ihm, nochmals auf die erforderliche Duldungsfähigkeit hinzuweisen (wir erinnern hier daran, dass der Verdacht, nur mehr mittelmäßig zu sein, weil man in nichts als einer Mittler- bzw. Schleusenwärterrolle sich befindet, längst zur Selbstbezeichnung des akademischen Personals geworden war). Diese Duldungsfähigkeit ist im Wortsinne auch Geduld, Fähigkeit zu warten; denn der ›Beruf‹ ist ›Berufung‹ eben auch im Sinne des ›Berufenwerdens‹ (mitgemeint in diesem passiven Stolz ist gerade bei Weber der trotzige Verzicht auf die aufwändigen anschlussuchenden Tätigkeiten, die dieses Ereignis vielleicht wahrscheinlicher machen würden):

»Glauben Sie, dass Sie es aushalten, dass Jahr um Jahr Mittelmäßigkeit nach Mittelmäßigkeit über Sie hinaussteigt, ohne innerlich zu verbittern und zu verderben?«
(5)

Und dann erinnert er an eine nicht minder erforderliche Fähigkeit, nämlich jene der Spezialisierung im Sinne einer verhaltensbestimmenden Disziplin, das heißt: der Fähigkeit zur Beschränkung. Der entsprechende Passus gehört, vielleicht auch wegen der larmoyanten Koketterie, die Identifikationen leicht macht, zu den meistzitierten Bemerkungen der deutschen Wissenschaftsgeschichte:

»Wer nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das ›Erlebnis‹ der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft ... hat einer den Beruf zur Wissenschaft *nicht* und tue etwas anderes. Denn nichts ist dem Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit *Leidenschaft* tun kann.«
(6)

Leidensfähigkeit also und Leidenschaft, beides in einer auf Dauer angelegten Bindung, einer Abhängigkeit - und diese Abhängigkeit bezieht sich auf eine ›reine Sache‹, nämlich eine vollkommene, perfekte Abstraktion. Der zur Wissenschaft Berufene ist für Weber von nichts anderem als von dieser Abstraktion abhängig, von seiner eigenen Fähigkeit zur Nüchternheit - was auch heißen kann: von seiner eigenen Fähigkeit zur Bändigung der Leidenschaften, in die ihn seine wissenschaftliche Arbeit stürzt und zu denen das Warten auf die oder eine Berufung gehört. Es ist mehr als offensichtlich, dass Weber hier eine Gegenfigur entwirft zu den vielfachen Abhängigkeiten, die durch die hochschulpolitische Orientierung an fremdreferentiellen Normen entstehen. Diese Gegenfigur ist die Komplementarität von Berufung und »Einfall«:

»Kommt die ›Eingebung‹ oder nicht?« (7)

Beide lassen sich »nicht erzwingen«, beide »locken ihn« deswegen unvergleichlich stark (6); das Ereignis

»kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt« (6)

Das ist wiederum - wir ahnen es - »Hazard« (6, 7). Übrigens verweist Weber hier erneut bewundernd auf die Parallele zum »Kaufmann oder Großindustriellen« (7), weil auch dieser auf Gelegenheiten wie auf Einfälle warten und fähig sein muss, sie als solche zu erkennen und im Fall der Fälle alle verfügbaren Kräfte zur Ausbeutung dieser Chance zu mobilisieren. Das ist (1917) in zeittypischer Manier zugleich kriegerisch und fatalistisch formuliert (Weber nennt diese Ma-

nier in seinen hochschulpolitischen Streitreden bevorzugt »männlich«; vgl. Weber 2012, passim). Der Wissenschaftler mag zwar nicht in ähnlicher Weise auf Beute lauern wie die Katze auf eine Maus; aber er muss doch wie die Katze trainiert sein, um zugreifen zu können, wenn es darauf ankommt. Disziplin ist, folgt man Webers Überlegung, einfach deswegen erforderlich, weil die üblichen Abhängigkeiten zu Aktionismus verführen und Kräfte sinnlos verschleifen, während es doch darauf ankommt, sich selbst permanent zur Duldung zu mahnen und zugleich zu trainieren. Die Durststrecken überwindet der Wissenschaftler also durch »Arbeit« (6) und präpariert sich auf diese Weise für den (möglicherweise nie eintretenden) Fall der »Eingebung«, die es dann der Sache nach in methodischer Gründlichkeit und der Persönlichkeit nach in unermüdlicher und unbestechlicher Konzentration auszuarbeiten gilt.

Nicht minder offensichtlich ist es, dass Weber für den wissenschaftlichen Beruf an den Eid der Mediziner und Anwälte sowie das Bekenntnis der Theologen erinnert, zu denen diese akademische *sobrietas* das Äquivalent bilden soll. Zeittypisch sieht Weber diese asketische Selbstverpflichtung als eine der Kunst verwandte Daseinsform an (vgl. 7f.), polemisiert ein wenig gegen eitle Entertainer - und greift die zuhörenden Studenten unvermittelt an, nimmt sie (und man muss schon sagen: stellvertretend für namenlos bleibende Zeitgenossen, wenn nicht sogar stellvertretend für sich selbst) in Haftung für

»eine ganz begreiflicher Weise gerade bei der Jugend sehr populäre Einstellung [die] sich in den Dienst einiger Götzen gestellt [hat], deren Kult wir heute an allen Straßenecken und in allen Zeitschriften sich breit machen finden. Jene Götzen sind: die »Persönlichkeit« und das »Erleben«. [...]

Verehrte Anwesende! »Persönlichkeit« auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient.« (7)

Erstaunlich ist an dieser Formulierung nicht einmal die Angriffslust, die ja merkwürdig unsachlich wirkt und durchaus eitle Anklänge hat, sondern die Wiederaufnahme der Unterscheidung von Persönlichkeit und Erfolgsdruck, die Weber für die Unterscheidung des deutschen vom amerikanischen Universitätssystems anfangs eingeführt hatte. Er kokettiert jetzt allerdings nicht mehr mit dem Konkurrenzgebaren des Unternehmers und stellt stattdessen das Pathos des arbeitsamen Siehgeduldens besonders heraus: als »reinen Dienst« an »der Sache«, opferbereit bis hin zu dem Genuss, der darin liege, vom »Ablauf des Fortschritts« »überholt« zu werden (8) (Lenin, zeitgleich, hätte das in seinen Brandreden und -schriften auf den Berufsrevolutionär kaum besser sagen können; vgl. Lehmann 2011a: 105ff., 2011b). Anders als in bürokratischen Zusammenhängen (vgl. Weber 1980: 551ff.) sollen also hier Person und Sache nicht getrennt, sondern vielmehr verschmolzen werden. Der Beruf ist Berufung; der

Eigensinn des homo politicus soll wie das Eigeninteresse des homo oeconomicus diesem reinen Dienst ganz »unterworfen und hingegeben« werden - das ist »nicht nur unser aller Schicksal, sondern unser aller Zweck« (8).

Die Sache aber, der der Wissenschaftlicher sich opfert, der er »rein« dient (also ohne Geltungsanspruch und ohne Einkommensanspruch, ohne praktische Absicht auch, ohne wertendes Urteil), ist nach dieser Argumentation einfach: die Zeit. Und zwar eine prozessuale, linear verrinnende Zeit, die durch die bereits erwähnte durch disziplinäre »Scheuklappen« bedingungslos zu verteidigende »Konjektur« (6) strukturiert wird zu einer Kette von Ereignissen, in denen Wissenschaft zum Erlebnis wird. Diese Ereignisse unterbrechen den Fluss der Zeit wie Ewigkeitsmomente; sie »sind: Rausch (im Sinne von Platons »Mania«)« (7)

Platons »Mania« ist ein von göttlicher Gabe ausgelöster Wahnsinn, eine heilige Raserei. Weber formuliert also analog zu Offenbarungserfahrungen, und er weiß (vgl. Weber 1988c), dass er den Verdacht einer Evangelisationstheatralik von sich weisen muss, zumal er ja mit seinem Zorn gegen die modernen »Götzen« schon ins Predigen geraten war. Deshalb wendet er dieses Argument vom Kunstreligiös-Jugendbewegten ins Kulturkritisch-Funktionale; er kommt zum »Sinnproblem der Wissenschaft« (8):

»Was glaubt er [der Mann der Wissenschaft, ML] denn aber Sinnvolles damit, mit diesen stets zum Veralten bestimmten Schöpfungen zu leisten, damit also, dass er sich in diesen fachgeteilten, ins Unendliche laufenden Betrieb einspannen lässt?« (9)

Der »Betrieb« ist hier nicht die bürokratische Wissenschaftsorganisation, nicht die Universität, sondern die Struktur der Wissenschaft selbst (die *Wissenschaft der Gesellschaft*, könnte man mit Niklas Luhmann treffend sagen). »Eingespant« ist der Wissenschaftler nicht durch die Verträge, die er gegenzeichnet und an deren Regelungen er sich bindet, sondern durch eine Kommunikationsform, die ihn - im engeren, präzisen Sinne des Ausdrucks - als ein sich selbst erweiterndes und verdichtendes Netzwerk bindet. Weber ordnet dieses Netz in einen allgemeinen »Intellektualisierungsprozess« ein (9), den er selbst vielfach (auch hier, 9) als »Entzauberung der Welt« bezeichnet hat: einen Aufklärungs- und Differenzierungsprozess, der das Mögliche nicht mehr als Geheimnisvolles und Unbeherrschbares, sondern als rational Verstehbares und damit als etwas Technisches bestimmt, das man »durch Berechnen beherrschen« kann (9). Weil aber durch diese Herrschaft des (Be-)Rechnens die Ungewissheit sozialer Verhältnisse nicht sinkt, sondern steigt, und weil die Position des Individuums dieser Herrschaft nicht entzogen, sondern ausgeliefert ist, handelt es sich auch um einen Ernüchterungsprozess. »Technische Mittel und Berechnung leisten das«, was zuvor das Geheimnis leistete; und Weber fragt sich und seine Zuhörer, ob denn diese Maschinerie »irgendeinen über dies rein Praktische und Technische hin-

ausgehenden Sinn« habe (9). Diese Frage nach dem Überschusssinn verschiebt die Frage vom Religiösen (man bemerke immerhin, dass Weber jetzt die Technik analog zur Sache als ›rein‹ bezeichnet und damit den Entzauberungsprozess zu deren asketischem Äquivalent macht) ins Kulturelle.

Er eröffnet mit einem kurzen Verweis auf Tolstoi, den er - drastischer und zugleich koketter geht es kaum - dazu nutzt, das wissenschaftliche Ereignis mit dem individuellen Tod gleichzustellen; beiläufig wird das Kommunikationsnetz übersetzt in das so lineare wie unendliche »Leben des Geistes«, in dessen Umgebung jedes Ereignis - jeder Einfall, jeder Tod - flüchtig bleibt und nur dadurch ›Sinn‹ gewinnt, dass es auf seine Überholung hin orientiert ist:

»Das ganze Problem seines Grübelns drehte sich zunehmend um die Frage: ob der Tod eine sinnvolle Erscheinung sei oder nicht. Und die Antwort lautet bei ihm: für den Kulturmenschen - nein. Und zwar deshalb nicht, weil ja das zivilisierte, in den ›Fortschritt‹, in das Unendliche hineingestellte einzelne Leben seinem eigenen immanenten Sinn nach kein Ende haben dürfte. [...] Ein Kulturmensch [...] erhascht von dem, was das Leben des Geistes stets neu gebiert, ja nur den winzigsten Teil, und immer nur etwas Vorläufiges, nichts Endgültiges, und deshalb ist der Tod für ihn eine sinnlose Begebenheit. Und weil der Tod sinnlos ist, ist es auch das Kulturleben als solches, welches ja eben durch seine sinnlose ›Fortschrittlichkeit‹ den Tod zur Sinnlosigkeit stempelt.« (10)

Die »geistesaristokratische Angelegenheit« (5) des wissenschaftlichen Berufs ist demnach wie in antiken Heldenbiografien die Fähigkeit, dem Tod - und das heißt jetzt: der Sinnlosigkeit - ins Auge zu sehen - in Webers Worten: »dem Schicksal der Zeit in sein ernstes Antlitz [zu] blicken« (17). Diese Fähigkeit haben der religiöse Virtuose, der römische Gladiator und der Wissenschaftler, wie Weber ihn sieht, gemeinsam. Die Arena des Wissenschaftlers ist ›das Kulturleben‹; das Raubtier, dem er standhalten muss, ist die lineare Prozessualität des Fortschritts, der seine Einfälle und Erfolge - in präziser bürokratischer Metapher - ›zur Sinnlosigkeit stempelt‹. Diesen Stempel oder dieses Stigma tragen der »Empfindung gerade der Jugend« nach (10f.) alle modernen Formen wissenschaftlichen Arbeitens: ihre Begriffe und Experimente erlaubten nur abstrakte, alltagsentobene, unverständliche Erkenntnisse, die derart kleinteilig und spezialisiert seien, dass sie »den Glauben daran: dass es so etwas wie einen ›Sinn‹ der Welt gäbe, in der Wurzel absterben« ließen (12). Entsprechend sei »Erlösung« von derlei Abstraktionen, ja vom »Rationalismus und Intellektualismus« schlechthin »eine der Grundparolen ... der Jugend« (12).

Weber ist - seine Ausführungen zum ›inneren Beruf‹ zeigen das - einverstanden mit dieser Kritik. Er weist ihr nur eine Blindheit nach, oder vielleicht keine Blindheit, sondern eine Naivität - sie neige dazu, in die »Sphären des Irrationalen« (12) abzudriften und dort die Heimstatt des Geistes zu vermuten, in die

es ganz rational-fortschrittlich mit intellektuellen Mitteln vorzudringen gelte. Aber das sei pseudoeschatologischer Kitsch, eine Wissenschafts- und Technikgläubigkeit, die sich mit infantilen Glücksidyllen verbünde,

»denn darauf läuft die moderne intellektualistische Romantik des Irrationalen praktisch hinaus.« (12)

Wir können davon absehen, weisen aber doch darauf hin, dass Weber hier geradezu prophetisch spricht. Denn diese »Romantik des Irrationalen« brach sich schon wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in einer Ideologie des totalen Untergangs Bahn, die im Sinnlosen gerade den einzig attraktiven Sinn fand und das allfällig technisch zu rationalisieren wusste. Weber spricht dieser Ideologie einfach die Brauchbarkeit ab, und er tut dies, indem er sich dem Thema seines Vortrags nochmals von einer anderen Seite her nähert (»kehren wir zurück«, notiert er diesen Schritt knapp; 13). Es ginge nämlich schlicht um die Vermeidung des Fehlers, allem, was sich irgendwie als Erkenntnis ausweisen ließe, ohne weiteres einen Wert beizumessen und diesen Wert anstelle der Erkenntnis zu verteidigen. Man kann sich vorstellen, dass das als Gegengift gegen die Vorläufigkeit allen Wissens attraktiv wäre; man kann sich auch vorstellen, dass man schließlich Werte kurzerhand der Erkenntnis entzieht und sie gegen die Erkenntnis in Stellung bringt. Wenn das nicht einfach nur der Versuch sei, »sich in [seiner] Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren« (22), sondern in die Öffentlichkeit geschleppt werde, dann sei es ein aufdringlicher politischer Trick, der »nicht in den Hörsaal« gehöre (14). Weder »von Seiten der Studenten« (das ist ihm wenig später an der Münchener Universität widerfahren, als rechtskonservative korporierte Studenten seine Vorlesung störten, die ihn linkssozialistischer Positionen verdächtigten, weil er sich gegen die burschenschaftliche Selbstdarstellung nach dem verlorenen Krieg gewandt hatte) noch »von Seiten des Dozenten« (14). Die wissenschaftlich gerahmten Worte würden dadurch als »Kampfmittel« missbraucht (15), die - blind für ihre strukturell unvermeidliche und unverzichtbare Vorläufigkeit und die wissenschaftliche Regel der Anfechtbarkeit jeder Erkenntnis blamabel missverstehend - »Tatsachen sprechen lässt« wie Waffen (15).

Wissenschaft als Beruf zu verstehen - das heißt demnach gerade nicht, Handlungsorientierung zu geben. Diesen Beruf als Hasard zu dulden, heißt gerade nicht, mit dem Ausgeliefertsein an den Zufall romantisch zu kokettieren. Die publizistische Aufmerksamkeit und die persönliche Hingabe, der man in diesem Beruf begegnen kann, fordern gerade nicht dazu auf, sich als moralischer Genius, intellektueller Virtuose, alltagspraktischer Filou oder politischer Tribun zu gebärden. Man ist kein »Führer«; man ist bloß »Lehrer« (18). Es sei eben auch eine »aristokratische Angelegenheit«, die flüchtige Wahrheit gegen solcherlei

höchststabile Exzellenz zu verteidigen - die sei wissenschaftlich uninteressant, geradezu schwer erträglich. Hazard auch dies, denn

»es ist der reine Zufall, wenn jemand auch diese Qualität besitzt« (18).

Der Wissenschaftler ist nicht nur kein Führer, er ist auch nicht führend - und wenn das noch so sehr (Weber kommt hier auf die amerikanische Universität zurück) im kühlen Pragmatismus eines planbaren und erreichbaren Bildungsziels erwartet werde:

»Er verkauft mir seine Kenntnisse und Methoden für meines Vaters Geld; ganz ebenso wie die Gemüsefrau meiner Mutter den Kohl. Und damit fertig.« (18)

Als Unempfindlichkeit für vom Pult heruntergerufene Heilslehren (»Kathederprophetie«, 23) ist das immerhin beneidenswert; als Forderung nach Handlungsleitung von ihnen jedoch auch nicht weit entfernt. Weber dreht sich im Kreis; der Frage nach dem Beruf zur Wissenschaft kommt er nicht näher, als er es in der These einer Hingabe an die Sachlichkeit der Zeit bzw. die Zeitlichkeit aller Sachen bereits gewesen war. Er nimmt das hin und kommt zum Schluss, indem er die Frage nach dem »Sinnproblem« (8) der Wissenschaft im Netz der Kultur zurückübersetzt in eine einfache funktionale Frage nach der Leistung der Wissenschaft für diese Kultur (wodurch der Beruf wieder als Aufgabe bestimmbar würde):

»Was leistet denn nun eigentlich die Wissenschaft Positives für das praktische und persönliche ›Leben?« (19)

Da gibt es dann den Vorschlag, sie lehre »unbequeme Tatsachen an[zu]erkennen« (16); sie lehre auch »Kenntnisse über die Technik, wie man das Leben, die äußeren Dinge sowohl wie das Handeln der Menschen, durch Berechnung beherrscht« (ganz wie »die Gemüsefrau des amerikanischen Knaben«) (19); überdies lehre sie »Methoden des Denkens, das Handwerkszeug und die Schulung dazu« (»nicht Gemüse, aber ... auch nicht mehr als das Mittel, sich Gemüse zu verschaffen«) (19). Und damit - er spricht wie ein Versicherungsvertreter und weiß das auch, wie die flockige Sprache zeigt - ist »die Leistung der Wissenschaft glücklicherweise auch noch nicht zu Ende, sondern wir sind in der Lage, Ihnen zu einem Dritten zu verhelfen: zur Klarheit« (»vorausgesetzt natürlich«, schränkt er - man möchte fast sagen: achselzuckend - ein, »dass wir sie selbst besitzen«) (19). Wer handeln will, muss Werte auf Zwecke festlegen. Wer Zwecke festlegt, muss Mittel wählen. Wer Mittel wählt, muss hinnehmen, dass sie unbeherrschbare Nebenfolgen zeitigen können. Wer Mittel wählt, muss also hinnehmen, dass er sich in dieser Wahl wahrscheinlich irrt. Von hier aus gelangt Weber schließlich »zu der letzten Leistung, welche die Wissenschaft als solche

im Dienste der Klarheit vollbringen kann, und zugleich zu ihren Grenzen« (19): sie kann

»den einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns« (20).

Dass dieser nun in der Tat ›innere Beruf‹ nicht in einem einsamen Arbeitszimmer vollzogen werden kann (weil man sich sonst, wie Dietrich Bonhoeffer wenig später bemerken wird, alles verzeiht), sondern vor Publikum vollzogen werden muss, macht den Beruf vielleicht wirklich zum wilden Hasard. Andererseits nötigt die Aufforderung zur verantwortlichen Reflexion nicht dazu, dies in der genannten »Romantik des Irrationalen« (12) zu tun. Die wissenschaftlichen Methoden lassen sich für diese Reflexion fruchtbar machen, und Weber rät ausdrücklich dazu, weil die Reflexion und die Verantwortung, um die es dabei geht, »denkmöglich« sein müssen (21). Es läuft also doch einfach auf Arbeit hinaus; der Rausch soll nüchtern sein. Entschließt er sich dazu nicht - dies ist Webers Schlusssatz - liefert sich der Wissenschaftler schutzlos (nicht asketisch, sondern ekstatisch) dem »Dämon« aus, »der seines Lebens Fäden hält« (23).

3 Nachtrag

Man bedenke nochmals die Pointe: Weber setzt unter dem Namen der Wissenschaft asketisches gegen wertsetzendes, praktisches Handeln. Er versteht diesen ›reinen Dienst an der Sache‹ aber gerade nicht als zusammenhanglosen Spleen. Die Metapher für dergleichen wäre die Swiftsche *Academy of Lagado*, die Akademie der Projektmacher. (Wir könnten mit vermutlich unerschöpflichem Material nachweisen, dass diese Projektmacherei entsteht, wenn Wissenschaft sich als ›äußerer Beruf‹ inszeniert; vgl. zur Phänomenologie des Problems und zum Begriff die Beiträge in Krajewski 2004). Sondern er versteht sie als disziplinäre - und er weiß, dass dies vor allem heißt: als disziplinierende - Einschränkung. Die Metapher hierfür ist der *Elfenbeinturm*, eine biblische, in der Marienverehrung gepflegte Bezeichnung unbegreiflicher, daher anbetungswürdiger Unschuld und Unversehrtheit, die sich seit dem 19. Jahrhundert in Frankreich (eben dort entstehen zu dieser Zeit die berufsbildenden *écoles*) als Vorwurf der Lächerlichkeit und Unbrauchbarkeit einbürgert (eine genaue Parallele ist die *alte Jungfer*, die keine Kinder hat, oder der *Junggeselle*, der niemanden ernährt) und so schließlich im 20. Jahrhundert auch in Deutschland gebräuchlich wird - seit den 30er Jahren im politischen Sinn (*gesellschaftliches Engagement* wird immer vor allem in Diktaturen propagiert) und seit den 1960er Jahren außerdem (!) zunehmend auch im ökonomischen Sinn. Ohne den Ausdruck zu benutzen, ver-

teidigt Weber den Elfenbeinturm. Und er benutzt ihn nicht, weil er keineswegs eine mystische, sondern eine praktische ›Reinheit‹ verteidigen will: keine außerweltliche, sondern eine innerweltliche Askese. Ganz einfach: eine fachliche Beschränkung.

Wir könnten uns heute mit einigen guten Gründen fragen, ob die heute geläufige Sehnsucht nach ›Interdisziplinarität‹ der *Academy of Lagado* nicht näher ist als dem Elfenbeinturm - und was wir, wenn wir auf diese Weise einer so konventionellen wie billigen Blamage bzw. dem Pranger der unproduktiven Nutzlosigkeit und der weltfremden Empfindlichkeit entronnen sind, gewonnen haben. In Anspielung auf ein Bonmot der Differenzierungstheorie könnte man sagen: Vielleicht hat die Wissenschaft im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts ihre im 17. und 18. Jahrhundert errungene Unabhängigkeit bereits wieder verloren. Im Zuge der Aufklärung hatte sie (heißt es bei Parsons und Bellah bezogen auf die Religion) ›alle ihre Zwecke aufgegeben‹ und durch dieses riskante Opfer ›ihre Funktion gewonnen‹. Sie gab also die primäre Bindung an Fremdreferenzen auf und gewann die primäre Bindung an Selbstreferenz, an ihre eigene Rationalität und ihre eigenen Werte. Im Zuge des 19. Jahrhunderts beginnt sie, diesem Gewinn zu misstrauen. Sie bemerkt einfach, dass die übrigen »Wertsphären« (Weber ...), die Wirtschaft, die Politik, die Kunst, das Recht, sogar wieder die Religion nachgezogen waren und ihrerseits auf Selbstreferenz vor Fremdreferenz setzen konnten. Angesichts dieser Lage verliert die Wissenschaft das Selbstvertrauen. Sie, die doch so etwas wie die Siegerin der Aufklärung gewesen war, gibt ihre Mittel auf. Sie bringt »das ›Opfer des Intellekts‹« (22), lässt die Höfe und die Firmen wieder in die Seminare, drängt sich den Höfen und den Firmen ihrerseits an, klagt sich in ganz konventioneller Manier zum Zwecke dieser Akquise (und wegen grassierender Erfolgslosigkeit mit zunehmender Schärfe) selbst der Elfenbeinturmentalität und der Fachidiotie an und bringt die Überkomplexität der in ihrem Raum dann sich verwickelnden Bezüge auf andere ›Wertsphären‹, die jetzt als relevante Auswege ernst genommen werden wollen, auf den Verlegenheitsbegriff der *Interdisziplinarität*. Sie wird zum Verkehrsknotenpunkt. Das macht sie für andere wieder, immer mehr schlecht als recht, wieder *gesellschaftsfähig*. Aber für sich selbst wird die unattraktiv. Sie wird zur *Academy of Lagado*.

Dass es unattraktiv geworden ist, in einer solchen verklebten Architektur seinen Beruf zu sehen, leuchtet ein. Nur Zyniker können da noch genießen. Weber malt den Schrecken dieser Aussicht in klaren Farben aus. Aber er kämpft. Sein Einwand ist die Erinnerung daran, dass nur der Forschungsfreiheit und Lehrfreiheit gewinnt, dass also nur der seine Souveränität als Gelehrter und seine Autorität als Lehrer verteidigt, der diese Freiheiten für sich selbst von persönlichen auf sachliche Bezüge zurücknimmt und diese sachlichen Bezüge so präzise wie möglich begrenzt. Dass er mit religiösen Konnotationen kokettiert und die

Sachlichkeit zu einer Askese des Ereignisses überhöht, sei ihm nachgewiesen und zugleich nachgesehen. Denn auch darin - im Entschluss zu Nachweis und zu Nachsicht - kann der *Beruf zur Wissenschaft* liegen.

Wir lassen deshalb abschließend - nachtragend, wie angekündigt - Adorno zu Wort kommen. Die Aufgabe der Wissenschaft (nicht mehr: des Wissenschaftlers; eine Verschiebung, deren Diskussion einen neuen Aufsatz erforderte) benennt er so: Sie müsse

»längst durchgefochtener erkenntnistheoretischer Kontroversen sich erinnern, die das kurzatmige Bewusstsein unter Berufung auf die vordringlichen Erfordernisse des Betriebs nur zu gern vergisst. Der skeptischen Wissenschaft ziemt Skepsis ihren eigenen asketischen Idealen gegenüber. Der Satz, ein Forscher benötige zehn Prozent Inspiration und neunzig Prozent Transpiration, der so gern zitiert wird, ist subaltern und zielt aufs Denkverbot. Längst schon bestand die entsagungsvolle Arbeit des Gelehrten meist darin, dass er gegen schlechte Bezahlung auf die Gedanken verzichtete, die er ohnehin nicht hatte. Heute, da der besser bezahlte Bürochef in die Nachfolge des Gelehrten einrückt, wird der Mangel an Geist nicht nur als Tugend dessen gefeiert, der uneitel und wohlangepasst dem Team sich eingliedert, sondern obendrein durch die Einrichtung der Forschungsgänge institutionalisiert, welche die Spontaneität der Einzelnen kaum anders kennen denn als Reibungskoeffizienten. Absurd aber ist die Antithese von großartiger Inspiration und gediegener Forschungsarbeit selber. Die Gedanken kommen nicht angeflogen, sondern kristallisieren sich, auch wenn sie plötzlich hervortreten, in langwährenden unterirdischen Prozessen. Das Jähe dessen, was Researchtechniker herablassend Intuition nennen, markiert den Durchbruch der lebendigen Erfahrung durch die verhärtete Kruste der *communis opinio*; es ist der lange Atem des Gegensatzes zu dieser, keineswegs das Privileg begnadeter Augenblicke, der dem unreglementierten Gedanken jene Föhlung mit dem Wesen gestattet, die von der aufgeschwollenen Apparatur, die sich dazwischenschaltet, oft unwiderstehlich sabotiert wird. Umgekehrt ist der wissenschaftliche Fleiß immer zugleich auch die Arbeit und Anstrengung des Begriffs, das Gegenteil jenes mechanischen, verbissen bewusstlosen Verfahrens, dem man ihn gleichsetzt. Wissenschaft heiße: der Wahrheit und Unwahrheit dessen innewerden, was das betrachtete Phänomen von sich aus sein will; keine Erkenntnis, die nicht kraft der ihr einwohnenden Unterscheidung von Wahr und Falsch zugleich kritisch wäre. Erst eine Soziologie, die die versteinerten Antithesen ihrer Organisation in Bewegung brächte, käme zu sich selbst.« (Adorno 1987: 96f.)

Referenzen

- Adorno, Theodor W. (1987): Soziologie und empirische Forschung, in: ders. u.a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. 12. Aufl. Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand, S. 81-101.

- Bourdieu, Pierre (2004): Der Staatsadel [La noblesse d'État. Grandes écoles et esprit de corps, 1989]. Dt. von Franz Hector und Jürgen Bolder. Konstanz: UVK.
- Friedrichs, Julia (2008): Gestatten: Elite. Auf den Spuren der Mächtigen von morgen. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Hartmann, Michael (1996): Topmanager. Die Rekrutierung einer Elite. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hennis, Wilhelm (1996): Wertbezug und Urteilskraft, in: ders., Max Webers Wissenschaft vom Menschen. Neue Studien zur Biographie des Werks. Tübingen: Mohr, S. 93-172.
- Lehmann, Maren (2011a): Mit Individualität rechnen: Karriere als Organisationsproblem. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lehmann, Maren (2011b): Revolution als Beruf, in: Remigius Bunia/Till Dembeck/Georg Stanitzek (Hg.), Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur. Berlin: Akademie-Verlag. S. 397-414.
- Lehmann, Maren (2103): Vorlesung, in: Unbedingte Universitäten - Bologna-Bestiarium, hg. von Johanna-Charlotte Horst, Vera Kaulbarsch, Elias Kreuzmair, Léa Kuhn, Tillmann Severin und Kyrlo Tkachenko. Zürich/Berlin: diaphanes, S. 311-333.
- Luhmann, Niklas (1981): Unverständliche Wissenschaft. Probleme einer theorieeigenen Sprache, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 170-177.
- Mommsen, Wolfgang J. (2004): Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920 [1959]. 3., rev. Aufl. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie. 5. Aufl., hg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1988a): Der Sinn der »Wertfreiheit« der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften [1918], in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. von Johannes Winckelmann. 7. Aufl. Tübingen: Mohr, S. 489-540.
- Weber, Max (1988b): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis [1904], in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, S. 146-214.
- Weber, Max (1988c): Zwischenbetrachtung: Theorie der Stufen und Richtungen religiöser Weltablehnung, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr, S. 536-573.
- Weber, Max (1994): Wissenschaft als Beruf, in: ders., Wissenschaft als Beruf 1917/19; Politik als Beruf 1919. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe, Bd. 1/17, hrsg. von Wolfgang Mommsen. Tübingen: Mohr, S. 1-23.
- Weber, Max (2012a): Der Fall Bernhard [1908], in: John Drejmanis (Hg.), Max Webers vollständige Schriften zu wissenschaftlichen und politischen Berufen. 2. Aufl. Tübingen: Mohr, S. 61-65.
- Weber, Max (2012b): Die Handelshochschulen. Eine Entgegnung [1911], in: John Drejmanis (Hg.), Max Webers vollständige Schriften zu wissenschaftlichen und politischen Berufen. 2. Aufl. Tübingen: Mohr, S. 139-144.
- Weber, Max (2012c): Die sogenannte »Lehrfreiheit« an den deutschen Universitäten [1908], in: John Drejmanis (Hg.), Max Webers vollständige Schriften zu wissenschaftlichen und politischen Berufen. 2. Aufl. Tübingen: Mohr, S. 73-77.

Weber, Max (2012d): Vergleich deutscher und amerikanischer Universitäten [1911], in: John Drejmanis (Hg.), Max Webers vollständige Schriften zu wissenschaftlichen und politischen Berufen. 2. Aufl. Tübingen: Mohr, S. 122-130.